

Wie die Fantasy ins Land kam ...

Reminiszenzen eines Zeitzeugen

Von Thomas Le Blanc

Als ich mit sechseinhalb Jahren eingeschult wurde, hatte ich mir das Lesen längst selbst beigebracht, und die phantasielosen Schulfibeln mit ihrer Reihung von kurzen Hauptsätzen langweilten mich vom ersten Tag an. Pippi Langstrumpf und Kalle Blomquist waren da viel anregender, doch als mir meine Patentante zum achten Geburtstag den ersten Karl-May-Roman schenkte – »Old Surehand I« –, da begab ich mich mittels seines vielbändigen Werks auf Abenteuerreise in ferne Welten. Ich folgte der Doppelgestalt Old Shatterhand / Kara Ben Nemsi auf seinen Ritten durch unbekannte Weltgefilde, folgte jenem unbesiegbaren Helden, der stets neugierig auf andere Kulturen war, tolerant gegenüber fremden Bräuchen und Religionen, friedliebend aus einer Position der Stärke heraus und mit einem 25-schüssigen Zaubergewehr ausgestattet, das von seinem Mythos her ein sehr früher Vorläufer des Laserschwerts der Yedi-Ritter war. Die Abenteuer besaßen den richtigen Mix aus Realismus und Phantastik: man konnte sich einbilden, dass sie in der Wirklichkeit erlebbar waren, und dennoch fanden sie in einem unerreichbaren Traumuniversum statt, in der nordamerikanischen Prairie, den südamerikanischen Pampas, den arabischen Wüsten oder den wilden Ländern der Kurden und Skipetaren.

Dann begegnete mir Perry Rhodan. Dieser kühne Recke war bereits im ersten Roman bis zum Mond gelangt und stürmte dann mittels Hyperantrieb hinaus in die unendlichen Weiten des Alls: zur Wega, nach Arkon, in die Nachbargalaxis Andromeda. So wie ich Karl May

über 60, 70 Bände gefolgt war, so folgte ich nun dem Autorenteam der »Perry Rhodan«-Serie über 300, 400, 500 Bände, und der Apatschenfreund Winnetou hatte sich in den Arkonidenfreund Atlan verwandelt. Parallel entdeckte ich den Wüstenplaneten, ließ mich auf Asimovs intellektuelle Robotergeschichten ein und träumte mit Hamiltons Sternenkönigen, die bereits die Filmträume eines George Lucas vorausahnen ließen. Ich ließ mich erzählerisch einfangen von Van Vogts Superwesen, von Bradburys Mars-Chroniken, von Andersons Reise zur Neugeburt des Universums und von Heinleins ebenso tapferen wie unbeirrbar Helden. Ich las mich in Dicks Paranoia ein, Lems kauzigen Humor und Sturgeons verschrobene Phantasie. Das Abenteuer fand im Weltall statt.

Da fiel mir im September 1973 eine kleine Zeitungsnotiz ins Auge, dass ein britischer Literaturprofessor, der eine mythische Welt namens Mittelerde entworfen habe, 81-jährig verstorben sei und mit einem umfangreichen Roman namens »Der Herr der Ringe« ein neues Literaturgenre, die Fantasy, begründet habe.

Fantasy? War dieses Wort nicht einfach die Übersetzung von Phantasie? Und entspringt nicht *jeder* Roman der Phantasie seines Autors? Was sollte an dem Tolkien'schen Werk also anders sein, neu sein?

Ich ließ mir von meiner Buchhändlerin die dreibändige Paperback-Ausgabe im grünen Schuber bestellen (heute ist unvorstellbar, dass eine gutsortierte Buchhandlung den »Herrn der Ringe« *nicht* im Regal stehen hat), und nachdem ich das erste Kapitel gelesen hatte, war ich fortan nicht mehr in der realen Welt anzutreffen. Dreimal in meinem Leben bin ich von Literatur derart überwältigt, ja okkupiert worden: Als Achtjähriger, als mir meine Mutter Karl Mays »In den Kordilleren« wegnehmen musste, weil ich vom Lesen Fieber bekommen hatte; als 22-Jähriger, als ich eine Woche lang den »Herrn

der Ringe« las und ich mich weder um mein Mathematik-Studium noch um das studiennotwendige Geldverdienen kümmerte; und noch einmal als Mittvierziger, als ich – diesmal auf einer sprachästhetischen Ebene – Raymond Chandlers schnörkellose Marlowe-Romane zum zweiten Mal las.

Nach der Lektüre des »Herrn der Ringe« wusste ich, dass ein solches Werk nur einmal in einem Jahrhundert geschrieben wird. Und dass dieses Buch nur von einem Wort- und Geschichtenmagier stammen kann, weil Tolkien eine Zweitwelt geschaffen hat, die in viel zu vielen Aspekten wahrhaftiger ist als unsere eigene.

Natürlich war es – wie ich bald recherchierte – der amerikanische Herausgeber Lin Carter, der in den 1960ern das Label Fantasy in den Literaturmarkt eingeführt hatte, und natürlich lassen sich retrospektiv Tolkien-Vorgänger aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert in dieses neue Literaturgenre subsummieren: William Morris, Mervyn Peake, Edward Lord Dunsany, Terence Hanbury White, Eric E. Eddison, Abraham Merritt, James Cabell und Robert E. Howard. Sie alle schrieben längst Fantasy, ohne dass ihr Werk allerdings so gekennzeichnet wurde. Doch dem genialen Oxforder Professor blieb es vorbehalten, den Prototypen weltenschöpferischer Fantasy zu verfassen und ein neues Genre zu begründen.

Ein Genre, dessen überwältigende Faszination gleichzeitig in seiner Detailfülle und in seiner Einfachheit liegt. Fantasy entführt in farbenprächtige Anderswelten, die den Leser mit Fabelwesen und Märchenszenarien und mythischen Helden und reißendem Abenteuer packt und verzaubert. Fantasy führt aber auch in unser ganz persönliches Inneres der tiefen Gefühle und erklärt uns unsere eigene Welt in verstehbaren und nachverfolgbaren Begriffen. Fantasy wird getragen von Moral und Ethik, und Fantasy prägt den Leser beim Lesen. Deshalb habe ich Fantasy auch im Schulunterricht eingesetzt.

Als der Name Tolkien noch weitgehend unbekannt war, habe ich in einem Vierten Schuljahr jeden Freitag in der letzten Stunde aus dem »Hobbit« vorgelesen. Vorlesen als Belohnung für eine arbeitsreiche Woche, und Vorlesen als Anreiz zu eigener Lektüre. Wenn ich heute einen Schüler wieder treffe, kann er sich an die Qualität meines Mathematik-Unterrichts nicht mehr erinnern – aber sehr wohl an unsere gemeinsamen Ausflüge in die Welt der Phantasie. Und auch meinen Physik-Unterricht in der Oberstufe konnte ich ungemein beleben mit einer philosophischen Infragestellung der Naturgesetze unseres Universums, verbunden mit der Spekulation, ob nicht auch magische Weltsysteme möglich seien.

Doch in den Anfängen der 1970er-Jahre hatte es die Fantasy in Deutschland sehr schwer. Im Taschenbuchmarkt war sie so etwas wie die ungeliebte kleine Schwester der übel beleumundeten Science Fiction, die von ihren Lesern zwar verschlungen wurde, vom Feuilleton und erst recht von der Literaturwissenschaft als Massensliteratur nur mit spitzen Fingern angefasst wurde. Im Hardcoverbereich gab es zwei mutige Stuttgarter Verleger, Michael Klett und Hansjörg Weitbrecht, die in ihren Verlagen Klett Cotta und Thienemanns Verlag auf eine konsequent literarische Fantasy mit anfangs sehr bescheidenen Auflagenzahlen setzten. Ihr Engagement war erfolgreich, denn die Titel dieser Fantasy entwickelten sich erst zu Longsellern, dann zu Bestsellern. Michael Ende legte 1979 seine »Unendliche Geschichte« vor, in der erstmals das Lesen selbst als ein Übergang in eine andere Welt thematisiert wurde – eine solche Buch-im-Buch-Fantasy hat ein Vierteljahrhundert später Cornelia Funke in »Tintenherz« zur Vollendung komponiert. Der Frankfurter Wolfgang Krüger Verlag brachte 1984 die »Nebel von Avalon« von Marion Zimmer Bradley heraus, und in der Folge wurden unzählige weitere Artusromane geschrieben und erfolgreich am Markt platziert. Eine britische Bibliothekarin namens Joy Chant nahm sich die »Narnia«-Romane von Clive Staples Lewis zum Vorbild, um die seelische Qual

eines jugendlichen Helden zu beschreiben, der an seiner Aufgabe zu zerbrechen droht, und »Roter Mond und schwarzer Berg« wurde zum Prototypen des Adoleszenz-Romans in Fantasy-Gestalt. Überhaupt begannen plötzlich Frauen das Genre zu dominieren: Patricia A. McKillip, Ursula K. LeGuin, Caroline Janice Cherryh, Elizabeth A. Lynn, Katherine Kurtz, Lois McMaster Bujold, Jennifer Roberson. Und Stephen R. Donaldson erkor in seinem Romandoppel »Mordants Not« zur handlungstragenden Figur eine unscheinbare und nahezu lebensuntüchtige Frau, die in unserer Welt so blass ist, dass sie kaum ihr Spiegelbild sieht, doch in der Fantasy ein ganzes Universum vor dem Bösen zu bewahren vermag.

Für diese Literatur galt es zu werben, galt es damals Verlage zu motivieren, diese Bücher zu publizieren, und das Zeitungsfeuilleton zu überzeugen, dass phantastische Welten keine Weltenflucht befördern, sondern unsere Realität gekonnt spiegeln. Mein persönliches Werben für die Fantasy bestand damals darin, auf den Literaturseiten der WELT Rezensionen und im RHEINISCHEN MERKUR Essays zu publizieren und dabei *high fantasy* von *sword & sorcery*, von Schlagetot-Romanen zu scheiden. Ich stellte so schwierige Bücher vor wie Mervyn Peakes »Gormenghast« und intertextuelle Werke wie William Goldmans »Brautprinzessin« (und konnte Klett Cotta sogar noch eine vom Autor angebotene Alternativszene besorgen), musste aber noch klarstellen, dass meine Rezension von Terence Hanbury Whites Artus-Tetralogie keine Eigenwerbung war – denn die Autorenbezeichnung »T.H. White« mochte den Verdacht auslösen, es handele sich um ein Pseudonym meines Namens. Als die großen Taschenbuchverlage in den 1980ern endlich einstiegen, da gedieh Fantasy auch zum Umsatzträger in einem Breitenmarkt, und auch deutsche Autoren bekamen nun ihre Chance, eigene Welten zu kreieren. Zum schönsten Erlebnis in diesen frühen Jahren wurde für mich, als ich die ersten »Enwor«-Romane von Wolfgang Hohlbein lektorieren und edieren durfte, in denen Schwertkrieger ehemals

Howard'scher Prägung nun als gebrochene Figuren, selbstreflektierend und mit Moralkodex dargestellt wurden. Diesmal folgte ich dem Autor auf seiner Phantasie Reise nicht bloß als Leser, sondern war bereits beim Werden des Romans Begleiter des Autors und konnte sogar auf die Handlung Einfluss nehmen. Und die beiden Schwertkrieger Skar und Del waren wiederum eine Reinkarnation der ewigen Blutsbrüder Old Shatterhand und Winnetou.

Heute werden phantasievolle Autoren regelrecht hofiert, Kai Meyer, Markus Heitz, Bernhard Hennen, Wolfgang Hohlbein und Walter Moers heißen heute die literarischen Weltenschöpfer. Und die findige Joanne K. Rowling, der es mit ihren sieben »Harry Potter«-Romanen meisterhaft gelang, sämtliche altvertrauten Versatzstücke der Fantasy zu rekombinieren und der nächsten Lesergeneration als neu zu verkaufen, vermochte sogar hartnäckige Nichtleser zu Lesern zu verführen und schließlich die Grenze zwischen Jugend- und Erwachsenenliteratur aufzuheben: die All-Age-Literatur war geboren. Peter Jackson blieb es dann vorbehalten, den »Herrn der Ringe« mittels seines Handwerkszeugs bildgewaltig ein zweites Mal zu erzählen und dem genialen Buch eine geniale Verfilmung entgegen zu setzen, die nicht nur Cineastenträume erfüllte, sondern Auslöser war, das große Buch in eine noch höhere Auflagedimension zu katapultieren.

Tolkien war ein bescheidener Mensch. Eher introvertiert und zurückgezogen lebend, könnte er heute mit dem Hype um sein Buch nichts anfangen. Unsere aufgeregte Welt wäre nicht seine Welt. Aber genau unserer kaum noch fassbaren Realwelt, in der an jedem Tag Euromilliarden aus dem Nichts geschaffen werden, das weltumspannende Internet eine unkontrollierbare Virtualität darstellt, Amokläufer wahllos Menschen mit Schnellfeuerwaffen erschießen, in tiefen Bunkern genügend biologische und chemische Kampfstoffe lagern, um die Spezies Mensch ein für allemal auszurotten, und bei

allem ökonomischen Fortschritt dennoch täglich ungezählte Menschen verhungern – dieser Realwelt hat er sein klar strukturiertes Fantasy-Universum geschenkt, das wir verstehen, dessen Moralkodex wir folgen können, in dem Gut noch Gut und Böse noch Böse ist und in dem selbst ein kleiner Hobbit über sein Schicksal bestimmen kann.

Thomas Le Blanc ist Schriftsteller, Herausgeber, Lektor und Journalist, u.a. hat er die Hobbit-Presse seit Anbeginn für große Tages- und Wochenzeitungen als Kritiker begleitet. Er ist Gründer der Phantastischen Bibliothek Wetzlar, der weltweit größten öffentlich zugänglichen Bibliothek phantastischer Literatur, und heute Vorstand der sie tragenden Stiftung.